

Kind und Spiegel seiner Zeit

Ein altes Lesebuch – heute wieder durchgeblättert

Karl Volk

1925 ließ Dr.-Ing. Emil Gutmann im Verlag der Konkordia A. G. Bühl ein „Deutsches Lesebuch für Gewerbeschulen“ erscheinen, eine „Probe-Ausgabe“, so das Titelblatt, ein Buch von 322 Seiten, mithin einen stattlichen Band. Der Herausgeber betrat Neuland und nahm damit ein Wagnis auf sich. Gutmann war sich mit seinen beiden von ihm genannten Mitarbeitern, August und Karl Zimmermann, der Schwierigkeiten wohl bewusst. Denn an badischen Gewerbeschulen gab es bisher keinen systematischen Deutschunterricht. Sorgfältig auszuwählen waren die Themen, die einen Lehrling angehen konnten, erst recht die Auswahl einschlägiger Lesestücke. Man konnte ja nicht ohne Weiteres voraussetzen, dass technisch interessierte und technikbegeisterte junge Menschen an Literatur ein sonderliches Gefallen hätten. Es dürfte auch nie vorgekommen sein, dass ein Lehrling die Gesellenprüfung wegen mangelnder literarischer Kenntnisse nicht bestand.

Um es gleich zu sagen: die Politik, vollends die Tagespolitik, fand in diesem Buche keinen Platz. Unerwähnt blieb deshalb der düstere Anfang der Weimarer Republik. Lehren aus der jüngsten Geschichte fehlen. Große historische Zusammenhänge sind nicht dargestellt. Das Lesebuch beschränkt sich auf Kulturgeschichte, Technik, Kunst, Brauchtum, Volkstum.

Ein Lesebuch, 1925 erschienen, also sehr bald nach dem Ende des Ersten Weltkriegs konzipiert, musste ein Spiegelbild der Gesellschaft dieser Jahre sein, auch und gerade dort, wo es idealisierte. Denn das zeigte sich Kapitel für Kapitel. Dass Religion und Kirche diese Generation prägten oder doch prägen sollten, beweist schon ein Text mit der Überschrift „Gebet“ von Emanuel Geibel auf Seite 1. Das Buch verharrte inhaltlich zunächst in der engeren Heimat, genauer im Familienkreis, unter den Verfassern der Beiträge waren auffällig viele Geistliche: Heinrich Hansjakob, Adolf Kolping, Alban Stolz, durchaus aber auch bekannte Schriftsteller wie Wilhelm von Kügelgen, Ludwig Richter, Gottfried Keller, Peter Rosegger und Franz Herwig.

Dass das Familienbild das traditionelle war, die Autorität der Eltern unangetastet blieb, überrascht nicht. „Der Jugend Zauber“ (Theodor Storm) war jedenfalls damals nur in der Familie

vorstellbar. (Nicht in den Blick genommen wurde, dass das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern auch zerrüttet sein konnte). Doch mit Familie und Heimat allein durfte man Lehrlingen, deren Bindung an das Elternhaus sich – notgedrungen – mindestens lockerte, nicht kommen. Natürlich forderte die Arbeitswelt ihr Recht. Ratschläge, auch fromme, sollten dem jungen Mann helfen, über die ersten schweren Wochen der Lehrjahre hinwegzukommen. Dennoch verhehlte das Lesebuch auch die Schwierigkeiten nicht. Ausführlich schilderte zum Beispiel Hermann Hesse den ersten Arbeitstag des Lehrlings Hans am Schraubstock. Wie verschieden Lehrmeister sein können, erfuhr der junge Leser von Jeremias Gotthelf. Der sonst so sehr mit der Bergheimat verbundene Ludwig Ganghofer informierte über das Leben in der Fabrik, Ludwig Finckh beschrieb den Weg vom Lehrling zur Meisterschaft (jedenfalls so, wie der Verfasser sich das vorgestellt hatte). In Summa: Auch Gutmann war offensichtlich der Meinung, das Handwerk habe einen goldenen Boden, sofern es auf „Gottesfurcht und Frömmigkeit“ fuße.

Doch die Weite des Ausblicks war erstaunlich. Er ging ins öffentliche Leben, in Berufswelt, Haushalt, Wirtschaft, Volk und Staat. Dabei fällt auf, sieben Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges und acht Jahre vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus wirken die Texte ausgeglichen und friedlich. Kurz und bündig erfuhr der junge Mann von damals, was Deutsch sein sollte: „Wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen“ (Johann Gottlieb Fichte). Zwar wurde das Volkstum in den wärmsten Farben geschildert, die „leidenschaftliche Heimatliebe“ gerühmt, der Fleiß der Menschen in den verschiedenen deutschen Landschaften ebenso, die Arbeit der jeweiligen Region angepasst, an den Strömen der Norddeutschen Tiefebene anders als in den Alpen. Aber die Lehrlinge wurden nicht etwa indoktriniert mit einer Ideologie, die sie zum Hass gegen die Nachbarvölker anstacheln sollte. Auch ein systematisches Kapitel über die deutsche Geschichte fehlt. Dabei erinnerte sich wohl noch jeder an den Ersten Weltkrieg, an Hunger, Arbeitslosigkeit, Inflation, die Zügellosigkeit und Verrohung der deutschen Sprache, Letzteres ein Symptom der allgemeinen Verrohung, die Voraussetzung für Meuchelmorde an Politikern und späteren millionenfachen Mord.

Indessen wurde am Ende des Buches eine „Betrachtung am Sylvesterabend des Kriegsjahres 1915“ von Karl Engelhardt aufgenommen: „Letzte Worte eines Sterbenden ... Ich sah den Tod in dem feuchten Sande Flanderns, in den Wäldern der Argon-

nen, auf den kalten Gefilden Polens, in den serbischen Bergen, auf den eisigen Felsenhöhen der Alpen und in den tiefen Gründen des Meeres ...“. Auch das Gedicht „Der tote Soldat“, ausgerechnet von Johann Gabriel Seidl, dem Verfasser des idyllischen „Leberecht Hühnchen“, sollte die jungen Männer erschüttern und vor einem neuerlichen Krieg warnen. Natürlich war von Vaterland die Rede, von Vaterlandsliebe, von deutscher Arbeit, von „deutscher Treue“, auch in Formulierungen, die wir heute so nicht mehr gebrauchen würden: „Das Vaterland spricht zu dir“ (Paul Feldkeller). Der heutige Leser weiß, dass keine zehn Jahre später ganz andere Texte in Lesebüchern erschienen. Die Grundsätze hatte der „Führer“ in seinem Buch 1925 und 1927 formuliert. Doch geben wir ihm nicht die Ehre, sie zu zitieren.

Und schließlich aus heutiger Sicht ein Lob für die Konzeption dieses Buches bei allen Vorbehalten. Der Herausgeber wollte in einer nächsten Auflage auf „Änderungswünsche und Verbesserungsvorschläge“ eingehen. Nun sind im Bereich der Geisteswissenschaften, vollends bei Lesebüchern für die Schule, Werke höchst selten, die keine Verbesserung vertragen. Mit der Auswahl der Dichter kann jener Herausgeber aber dem Urteil Spätgeborener standhalten. In größerem Umfang Literatur aus dem Mittelalter und der beginnenden Neuzeit aufzunehmen, wäre ohnehin wenig sinnvoll gewesen.

Es wurden erstaunlich viele Themen angesprochen, sodass man das Ziel, die Hinführung zur deutschen und europäischen Kultur, zweifelsfrei erkennt. Ein „helfendes Buch“ im Sinne von Adalbert Stifter und Wilhelm Hausenstein wollte der Herausgeber den Lehrlingen an die Hand geben, gern sollten sie es aufschlagen, vielleicht auch mit ein wenig Stolz auf den stattlichen Band, für den manche das erste selbstverdiente Geld ausgegeben haben mochten. „Literarische Erziehung“ schon damals. Gleich zu Anfang war mir aufgefallen, dass in meinem eigenen Volksschullesebuch noch 30 Jahre später die gleichen Namen zu finden waren: Emanuel Geibel, Christian Fürchtegott Gellert, Friedrich Rückert, Johann Peter Hebel, Mathias Claudius, Ludwig Uhland. Viele von diesen hatten damals noch ihre Leser, in heutigen Lesebüchern sucht man sie vergeblich.

Die im Vorwort gewünschten Verbesserungsvorschläge hätten gewiss nicht die Auswahl der „klassischen“ Dichter bemängelt: Goethe, Schiller, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Heinrich von Kleist, Marie von Ebner-Eschenbach, Adalbert Stifter, Gustav Freytag ... Ob die später so schmachvoll verratene Generation je in solcher Dichte diesen Autoren noch

einmal begegnet ist? Ob sie überhaupt den Wert erkannte, der ihr hier anvertraut worden war?

Noch einmal: Das Lesebuch war konzipiert für junge Handwerker, von denen viele gewiss auch künstlerische Begabung mitbrachten, also auch einen Blick hatten für die Kunst in ihrer Umgebung: die große Welt der Bauwerke und die kleine pittoreske Welt des Alltags.

Eine ausgesprochen glückliche Hand bewies der Herausgeber mit der Aufnahme des utopischen Romans „Der Tunnel“ von Bernhard Kellermann. (Die Unterquerung des Atlantischen Ozeans von der Biskaya bis in die USA). Er erkannte das sensationelle Werk, das noch nicht sehr lange auf dem Markt war, in seiner Bedeutung, heute zählt es zur Weltliteratur. Größere Aktualität konnte das Lesebuch gar nicht erreichen als durch den Abdruck einer begeisterten Schilderung des Zepelinfluges 1924 nach Amerika von Hans Lenz. Natürlich eine deutsche Pioniertat. Aber der Stolz gab sich bescheiden: Das Luftschiff sollte dem Frieden zwischen den Völkern dienen (laut dem erwähntem Grußwort Dr. Hugo Eckeners an die Bevölkerung von New York).

Doch utopischer Roman und Luftschiff waren noch nicht alles. Bei künftigen technischen Möglichkeiten allein konnte das Thema Kunst nicht bleiben. Auch der bildenden Kunst sollten die Lehrlinge begegnen. Den praxisorientierten Menschen wurden Kunstwerke vor Augen geführt, die ihnen erreichbar waren. Voran: Goethes Beschreibung des Straßburger Münsters, zugleich ein literarisches Beispiel des „Sturm und Drang“. Von Mittelbaden aus ein Katzensprung, nicht so beim Stephansdom in Wien, den Friedrich Hebbel feierte. Die Hinführung zur Kunst in jeder Form war ein Ziel des Herausgebers. Dazu gehörten für ihn die Volkstrachten genauso wie der Hauschmuck, ja die Anlage ganzer Dörfer und Städte. Kurz und gut: alles, womit die künftigen Gesellen, Meister und Unternehmer je zu tun bekommen würden.

Vorbilder sollten junge Menschen aus ärmlichen Verhältnissen und in beruflichen Schwierigkeiten durch Kurzbiographien bedeutender Industrieller finden, die allen Widrigkeiten trotzten: Josef Fraunhofer, Werner Siemens ... In welcher für einen Berufsanfänger neuen, hochkomplizierten Welt sich der junge Mensch zurechtfinden musste, wusste der Herausgeber wohl aus eigener Erfahrung. Die philosophische Durchdringung dieser Problematik hatte 1923 der Soziologe Hans Freyer in einer in dem Lesebuch freilich nicht berücksichtigten Abhandlung vorgelegt: Der Bogen spannt sich vom zweckmäßigen, kräfteschonenden Gebrauch des Handwerks-

zeugs bis zur Gewöhnung an den rationalen Betrieb, an Arbeitstempo, Genauigkeit, an Arbeitskameraden und an keineswegs immer verständnisvolle Chefs. (Theorie des objektiven Geistes).

Philosophische Durchdringung ist – muss es gesagt werden? – etwas anderes als Sakralisierung, vollends als Sakralisierung um jeden Preis. Daran fehlte es in dem Lesebuch freilich nicht. Welchen erhabenen Sinn man in einen Beruf legen zu können meinte, war schon auf der Titelseite mit „Gesegnete Arbeit“ und ausführlicher beim Thema „Berufsweihe“ deutlich geworden: „Jeder Beruf ist ein Erzieherberuf, ein Pflegeberuf, ein Heilberuf, ... sobald wir daran denken, wie stark wir auf den anderen geistig wirken können ... Wer sich in solchem Sinne verantwortlich fühlt ... der wird auch in sich selbst den göttlichen Funken beleben und dem reizlosesten Berufe ganz neue und erhebende Aufgaben abgewinnen“ (F. W. Förster). Pädagogik voll Idealismus sozusagen in Reinkultur, das ist nicht mehr unsere Sprache. So ist das Lesebuch von 1925, wo immer man es aufschlägt, ein historisches Dokument, das auch zeigt, mit welchen Problemen man sich (noch) nicht beschäftigen musste. Oder hatte man sie einfach aus der Schule verbannt? Dazu gehörten Gewalt, Emanzipation der Frau, Randgruppen, Vorurteile gegen In- und Ausländer, Globalisierung ... Gleichwohl muss man es bedauern, dass dieses Lesebuch nur kurze Zeit die Chance hatte, auf die Jugend zu wirken. Eine Reaktion der Nutzer, Lehrer oder Schüler, ist nicht mehr greifbar. Ihre Generationen sind dahin.

Eine ganz persönliche Bemerkung zum Schluss: Dieses Lesebuch wurde allem Anschein nach gleich nach seinem Erscheinen auch in der Gewerbeschule Triberg eingeführt. Sonst wäre es ja nicht mehr in die Hände meines Vaters, Jahrgang 1909, gekommen. Vaters Lehrzeit muss spätestens 1927 geendet haben. Sein Exemplar hatte er in Packpapier eingebunden, wie auch wir es als Schüler noch nicht anders kannten. Das Vorsatzblatt trägt in mustergültiger Handschrift den Namen seines Besitzers, meines Vaters – allein dies scheint mir der Erwähnung wert. Eine solche Handschrift habe ich bis heute nicht. 18 Titel sind im Inhaltsverzeichnis angekreuzt, was entweder bedeuten kann, diese Stücke sind in der Klasse behandelt worden oder sie haben einen Leser, gewiss meinen Vater, besonders interessiert. Auffallend ist, dass im Kapitel „Bei der Arbeit“ sich mit sechs die meisten Kreuzchen finden, zwei Stücke von Jeremias Gotthelf sind darunter. Da das Buch nun einmal meinem Vater gehörte, kramte ich angestrengt in

der Erinnerung, ob er uns Kindern nicht vom Inhalt der einen oder anderen „Geschichte“ aus dem Lesebuch von 1925 erzählt habe. Denn er erzählte gern und gut, vor allem aus seinen Lehrjahren. Einmal reagierte ich auf solche Erzählungen beim Abendessen. „So lustige Geschichten weiß ich selber keine.“ Die Mutter darauf: „Warte, bis du einmal in der Lehre bist.“ Was hätte auch ein Sechsjähriger von den beschriebenen Vorgängen in einem industriellen Betrieb verstehen sollen?